

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 175.

Elbing, den 28. Juli.

1893.

Sturm und Frieden.

Original-Roman von Max Ring.
31)

Nachdruck verboten.

Der Legationssekretär sah bei diesen Worten Wanda lauernd an. Ihr Gesicht verrieth keine Spur von Bewegung und Neugierde, wie er erwartete. Dieses Benehmen verwirrte ihn, er sah sich genöthigt, immer mehr in diese Angelegenheit mit einem Eifer einzugehen, die ihn nothwendig bis zur Selbstanklage führen mußte.

„Kannten Sie vielleicht den Arbeiter?“ fragte Wanda, wie es schien absichtslos.

„Wie sollte ich ihn kennen? Ich hatte ihn nie gesehen. Doch gestehe ich, daß seine Feindschaft gegen mich höchst wunderbar erscheint. Ich habe deshalb Erkundigungen eingezogen. Er soll ein Wahnsinniger sein und ist erst seit kurzem der Charité entsprungen.“

„Das dürfte alles erklären. Ich habe bereits Sorge getragen, daß er in sein sicheres Gewahrsam wieder zurückgebracht wird.“

„Der Mann interessiert mich. Ich kenne ihn aus früherer Zeit.“

Unwillkürlich erbläute der Legationssekretär. Wanda bemerkte den Wechsel seiner Farbe. Ruhig fuhr sie fort: „Ich habe unter wunderbaren Umständen seine Bekanntschaft gemacht. Er hat den Deputirten Dörner gerettet. Er trug den Verwundeten auf seinen Armen in unser Haus. Daß er wahnsinnig geworden, erhöht nur noch den Antheil, den ich an seinem Schicksal nehmen muß. Erzählen Sie mir, was Sie davon wissen.“

Aufs neue suchte Carl in ihren Augen zu lesen. Ihr Blick begegnete dem seinigen kalt und fest. Jeder Versuch, ihr räthselhaftes Wesen zu durchdringen, war von seiner Seite fruchtlos. Ihr Benehmen schien ihm dasselbe und doch wieder verändert, der Klang ihrer Stimme lieblich wie immer, nur vermischte er an ihr die frühere Sanftigkeit. Er glaubte sich zu täuschen. Das Bewußtsein seiner Schuld erfüllte ihn, je länger er sprach, mit einer an ihm nicht gewöhnten Unsicherheit. Er zürnte mit sich selbst, daß er seine Zaghaftigkeit nicht niederzukämpfen vermochte. Je ruhiger sich Wanda ihm gegenüber zeigte, desto schwankender ward er selbst. Noch einmal machte er eine

gewaltige Anstrengung und sein Gesicht wenigstens, das er vollkommen in seiner Macht hatte, zeigte eine Unbefangenheit, während sein Herz von den Furten der Hölle bestürmt wurde.

Scheinbar gefaßt erwiderte er auf Wandas Fragen. „Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte. Der Arbeiter hatte eine Geliebte, die ihm untreu geworden ist, und deswegen hat der Mann den Verstand verloren.“

Er sieht in jedem seinen glücklichen Nebenbuhler, und so that er mir auch die Ehre an, mich für den begünstigten Seladon seiner treulosen Schönen zu halten.“ Ein verunglücktes Lächeln begleitete diese Worte des Legationssekretärs.

Wanda bebte vor dieser Herzlosigkeit zurück. „Ich beklage den armen Volk“, sagte sie bedeutungsvoll. „Es ist traurig, hintergangen zu werden, glauben Sie nicht auch?“

„Sie sind heute in einer wunderbaren Stimmung, Comtesse. Was kümmert uns das Schicksal dieser Leute? Er ist ein Arbeiter und sie ein verlorenes Geschöpf, voila tout. Verscheuchen wir das Andenken an diese Nacht. Es war ein wilder Traum, der glücklich vorüber gegangen ist.“

Marie konnte in dem Kabinette jedes Wort vernehmen, das in dem Zimmer gesprochen ward. Ein dumpfer Schrei entrang sich ihrer Brust, der Baron sprang von seinem Stuhle auf. „Was war das?“ fragte er erschreckt.

Wanda antwortete nicht, ihre Hand hatte den Glockenzug gefaßt, der über ihrem Sopha hing. Sie war weit entfernt, ein grausames Spiel mit ihrem Verlobten zu treiben. Nur die volle Ueberzeugung seiner Schuld schloß ihr immer noch. Mit zitternder Hand zog sie die Seidenschür, der Vorhang, welcher ihr Schlafzimmer schloß, öffnete sich leise und Marie trat hervor, die bleiche Gestalt.

Der Legationssekretär hatte sein Gesicht dem Kabinett zugewandt. Er erschaute sie zuerst. Ein lauter Schrei entfuhr ihm voll Entsetzen. Sein Haar sträubte sich wild empor, seine Augen starren unbeweglich auf Marie, seine Kniee wankten. Mechanisch griff er mit der einen Hand nach dem Tisch, um sich zu halten, die andere streckte er abwehrend in die Luft. Eine Todtenblässe erschien auf seinem Angesicht.

Er war entlarvt.

Der Schatten.

Madame Werner saß in ihrer Stube. Die Möbel standen an ihrem alten Fleck, der Rußbaumschrank und die Mahagoniservante prangten noch wie vor. An den Wänden hingen alte Kupferstiche. Es waren noch immer dieselben Tapeten, dieselben Vorhänge, wie in früherer Zeit, aber mit der Besitzerin selbst schien eine große Veränderung vorgegangen zu sein. Sie hatte ihr Embonpoint eingeübt, die frühere Rundung und Fülle ihrer fleischigen Arme verloren. Das Doppeltinn war eingeschrumpft, die strotzenden Wangen abgemagert. Die schielenden Augen hatten viel von ihrem früheren Glanz und Feuer verloren. Unheimlich düster leuchteten sie in den eingefunkelten Höhlen. Madame Werner mußte vielen Kummer erlebt haben, und so war es auch.

Ihre Tochter, die kleine Louise, hatte mit ihrem Musiklehrer ein Liebesverhältniß angeknüpft. Der junge Mann war in der letzten Zeit ein eifriges Mitglied des demokratischen Klubs gemorden. Er trug einen Kalabreser-Hut, unter dem die langen, braunen Locken malerisch niederwogten. Ein kleines schwarzes Bärtchen um Kinn und Oberlippe stand ihm zum Entzücken schön und sein Halszug war stets, äußerst genial um den weißen Hemdtrager flatternd, lose geknüpft. Da er Bürgerwehrdienste im Künstlercorps genommen hatte, so erschien er immer in der knappen Uniform, die natürlich seine schlank Taille hob. Die kleine Louise konnte so vielen Reizen nicht widerstehen. Er sang bezaubernde Liebesduette mit ihr, zuweilen Freiheitslieder, wobei er seine dunklen Augen wild rollte. Er hatte selbst im Klub gesprochen und alle Freundinnen Louises fanden seine Reden und seine Haltung wunderschön. Natürlich wurde die Kleine ihm zuliebe eine erklärte Demokratin und schwärmte für Freiheit und Emanzipation.

Madame Werner, welche von ihren Geschäften viel zu viel in Anspruch genommen wurde, hatte keine Ahnung von der Liebe ihrer Tochter zu dem Musiklehrer. Ihr Vermögen war bedeutend genug, um für ihr geliebtestes Kind einst eine anständige Partie zu finden. Es gab Kaufleute, selbst Affessoren und darunter einen armen Adligen, die mit beiden Händen zugriffen und über die Mühlsteine der Art und Weise, wie das Geld erworben, vergessen hätten. Madame Werner war eine äußerst zärtliche Mutter und das Glück ihres Kindes ihr einziges Lebensziel. In dieser verworfenen Frau, in dieser gemeinen Seele, abgestumpft für jedes bessere Gefühl, lebte eine Zärtlichkeit und Innigkeit für ihr Kind, wie ein Diamant, der in Schmutz sich birgt. Für ihre Tochter darbot und sparte sie, für ihre Louise opferte sie sich auf. Jeder Wunsch war ihr ein Gebot. Eine leichte Unpäßlichkeit derselben verletzete sie schon in Verzweiflung. An ihrem Krankenlager brachte sie die Nächte schlaflos zu. Sie betete, was sie sonst nie that, für ihre Genesung auf den Knien.

Diese Liebe war mit einem wunderbaren Aberglauben verbunden. Um dieses reinen und unschuldigen Kindes Willen hoffte sie Verzeihung ihrer Frevel vor Gottes Richterstuhl zu finden. Louise war für sie die Mittlerin zwischen ihr, der Sünderin, und dem erzielten Himmel. Wenn das Weib des Nachts erwachte, gequält von Furcht, voll Zweifel über das Ende ihres Lebens, wenn die Schreckbilder ihrer Phantasie sie angriffen und die drohenden Strafen der irdischen und himmlischen Gerechtigkeit wie Gespenster sie umlagerten, dann verließ sie das Bett, ergriff die Lampe, welche stets in ihrem Schlafzimmer brennen mußte, und beugte sich über das schlummernde Kind. Sein Anblick verscheuchte die bösen Träume.

Rein und schuldlos lag Louise auf den weichen Kissen. Die blonden Locken umstrahlten wie ein Heiligenschein die klare Stirn, welche keine Schuld getrübt. Ein glücklicher Traum gaukelte an ihr vorüber, denn sie lächelte. Leise hob und senkte sich die weiße Brust, von keiner Furcht beklemmt, wie bei ihrer Mutter. Nachlässig hing unter der leichten Decke die seine Hand herab. Hier fand Madame Werner, was sie vergebens suchte, Ruhe und Frieden. Vor diesem Anblick flohen die finsternen Gelfter, die quälenden Dämonen.

Oft erwachte die Tochter, von dem Ruß der Mutter im Schlummer aufgeweckt und umschlang schlaftrunken mit ihren zarten Armen die Sünderin, welche Trost und Labung aus diesem Anblick, diesen Liebeslungen schöpfte.

Louise war das einzige Wesen, welches von ihr geliebt, ja angebetet wurde. So wuchs sie zur Jungfrau heran und mit ihr wuchs die Liebe dieser wunderbaren Mutter, wenn es möglich war. Die vorzüglichsten Lehrer wurden für sie gehalten, aber Louise besaß nur einen beschränkten Verstand und eine große angeborene Herzengüte. Sie war ganz Hingebung und Zärtlichkeit. Die Diensthofen des Hauses trugen „das Kind“, wie sie, trotzdem sie schon erwachsen war, stets genannt wurde, auf Händen herum. Auch die Mutter hatte sich gewöhnt, die Jungfrau noch immer als Kind zu betrachten.

Es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß Eltern ganz zu vergessen scheinen, wie ihre Kinder allmählich heranreifen und eine höhere Lebensperiode erreichen. Das tägliche Besammentleben läßt sie die stufenweise Entwicklung übersehen, und überrascht, fast erschreckt stehen sie vor einem Wesen, das Wünsche und Lebensschaffen in sich trägt, welche naturgemäß sich mit der Reife des Körpers und des Geistes zugleich entwickeln.

So erging es auch Madame Werner. Trotz ihrer Schlaueit und reichen Erfahrung war auch nicht die geringste Ahnung in ihr aufgestiegen, daß Louise noch eine andere Liebe, als die zu ihrer Mutter hegen könne.

Der Musiklehrer hatte die aufsteigende Neigung des jungen, unerfahrenen Mädchens bemerkt und benutzte. Er verwendete noch mehr

lokette Sorgfalt auf seine Toilette, er schnürte den Gurt seiner Uniform noch fester um die Taille, färbte sein Bärtchen schwärzer, ließ seine Hosen länger flattern, rollte seine Augen wilder, wenn er zu Madame Werner ging, um seine Lektionen zu ertönen. Louise hatte zwar wenig Fortschritte in der Musik, desto größer in der Liebe gemacht. In wenig Tagen wurde die ganze Skala der Empfindungen von ihr durchlaufen. Voll Zärtlichkeit sank sie in die Arme des jungen Demokraten, der mit ihr von Liebe und Freiheit schwärmte, und doch dabei die irdischen Verhältnisse nicht aus den Augen ließ. Die Tochter der reichen Madame Werner war keine schlechte Eroberung für den armen Musiker, der aus natürlichen Gründen stark zum Kommunismus hinneigte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— In den letzten Tagen hat der **Berliner Zoologische Garten** eine große Anzahl der interessantesten und seltensten Bereicherungen erhalten; keine Art dürfte wohl mehr das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, als der neuseeländische Rea oder Nestorpapagei (*Nestor notabilis*), einer der größten Papageien des papuasischen Gebietes. In der Nähe des von einer großen Schaar munterer Halbaffen belebten Rundkäfigs gegenüber dem Bärenzwinger sind zwei ausnehmend schöne Exemplare dieses mattgrünen, unter den Flügeln schön rothen, mit einem überaus starken Schnabel bewehrten Papageis untergebracht, der in neuerer Zeit dadurch berühmt geworden ist, daß er seine Lebensweise dem Vordringen der Kultur entsprechend, vollständig geändert und vom Pflanzenfresser zum Fleischfresser geworden ist. Während noch vor 30 Jahren der Rea aus den Hochgebirgen Neu-Seelands und im Winter in die Tiefebene kam, um Früchte und Sämereien zur Nahrung zu suchen, unlagern jetzt diese Nestorpapageien in Schaaren die Schlachthäuser, wo sie von den zahlreichen Abfällen von Schafen leben. Doch mit diesen Geißergewohnheiten begnügt sich der Rea nicht; er hat sogar in den letzten Dezennien begonnen, lebende Schafe anzugreifen. Der Papagei setzt sich auf den Rücken des Schafes und beginnt, es bei lebendigem Leibe anzufressen. Das Schaf flüchtet, bis es kraftlos zusammenbricht und dann den mit heßlingendem Rufe „Käo“ herbeifliegenden zahlreichen Räubern zur Beute fällt. Der Schaden, welchen die Reas unter den Schafherden Neu-Seelands anrichten,

ist so groß, daß die Regierung ein Schutzgeld auf den Vogel gesetzt hat.

— **Die Stufenbahn auf der Weltausstellung in Chicago**, welche im Durchschnitt stündlich 32,000 Personen befördert, ist eine deutsche Erfindung. Die Amerikaner haben sich derselben bemächtigt, weil in Deutschland für diese Bahn weder Verständniß herrschte, noch Kapital zu haben war. Während den Erfindern, dem Oberbaurath Kettig in München und seinem Bruder, dem Baurath Kettig in Posen, in anderen Ländern anstandslos auf die epochemachende Erfindung Patente ertheilt wurden, hat das deutsche Patentamt, wie die „Straßenbahn“ mittheilt, im Jahre 1888 die Patentirung der Stufenbahn mit der nachstehenden, kaum glaublichen Begründung abgelehnt: „Es ist bekannt, daß man, um auf einen in der Fahrt befindlichen Pferdewagen zu springen, eine gewisse Zeit neben dem Wagen herläuft, behufs der Erlangung einer bestimmten Geschwindigkeit und kann in dem Prinzip der Stufenbahn nur eine weitere Anwendung des Vorstehenden erblickt werden, was als sehr naheliegend von Jedermann ohne große Schwierigkeit ausgebildet werden kann.“ Die großartige Stufenbahn-Erfindung wurde also vom deutschen Patentamte als ein „vervollkommneter Pferdewagen-Aussprung“ bezeichnet. Wie mögen die praktischen Amerikaner lachen, wenn sie von dieser Musterleistung deutscher Bürokratie erfahren!

— **Ein Urnenfund** ist kürzlich bei dem Hofe „Großholz“ in der sog. Laidmark in Hannover gemacht worden. Auf dem Steinberge daselbst wurde nach Steinen gegraben, und bei dieser Gelegenheit hat man ca. 10 Urnen dort ausgescharrt, die allerdings nicht alle erhalten blieben. Die Stelle, wo sie standen, war gar nicht mehr als Todtenhügel zu erkennen. Einer der Hügel scheint eine Art Familienbegräbniß gewesen zu sein, denn eine Urne stand in der Mitte und im Kreise um sie her einige andere. Unten in den Urnen fanden sich Knochenreste, oben Sand. Jede Urne stand in einem kleinen Gewölbe, hergestellt aus flachen Feldsteinen; etwa 1 Fuß hoch waren die Gewölbe dann mit Erde bedeckt. Die Urnen waren mit einem Deckel versehen, einer kleinen Schale ähnlich. Von den Schalen ist nichts erhalten. In der einen Urne fand sich ein kleines Messer aus Bronze und in einer anderen eine Art Pinzette und eine Nadel, auch aus Bronze. Diese Beigaben lagen auf der Knochenasche.

— Von der Kaiserin Charlotte.

Aus Brüssel wird geschrieben: Nur einmal im Jahre erhält eine Anzahl von Leuten Gelegenheit, die unglückliche Kaiserin Charlotte von Mexiko, Schwester des belgischen Königs, von Angesicht zu sehen. Es ist das am zweiten Sonntag im Juli, anlässlich der alljährlich an diesem Tage stattfindenden Prozession des Dörfchens Meyffe, die nach altem Brauch durch den Schlosspark von Vouchout zieht. Seitdem ihr früherer Wohnsitz, das herrliche Schloß von Tetzueren, vor zwölf Jahren auf unaufgeklärte Weise in Brand gerieth und bis auf den Grund niederbrannte, lebt die von unheilbarer Geistesnacht umfangene Kaiserin in der Einsamkeit des drei Stunden von Brüssel entfernten alten Schlosses Vouchout, wo sie von Niemanden besucht wird als ab und zu von der Königin von Belgien, der einzigen Person, deren Anwesenheit einen wohlthätigen Einfluß auf die Kranke ausübt. Da in früheren Jahren an Prozessionstage stets eine große Menge Neugieriger aus der Hauptstadt nach Vouchout kam und die Kaiserin dann oftmals sehr aufgeregt wurde, so dürfen jetzt nur noch Einwohner von Meyffe an der Prozession theilnehmen. Die gestrige Prozession verlief um 11 Uhr Vormittags die Pfarrkirche von Meyffe und langte um 12 Uhr am Schlosse Vouchout an, in dessen innerem Hofe ein Altar errichtet war, an welchem ein Evangelium gelesen und der Segen erteilt wurde. Gegenüber dem Altare knieten an einem offenen Fenster die Kaiserin Charlotte und die Königin, hinter ihnen der alte Schloßkaplan und ein Mönch aus dem benachbarten Kloster Grimberghe. Die Kaiserin las eifrig in einem Gebetbuche und warf keinen einzigen Blick auf die im Hofe versammelten Leute; ihr wachsbleiches, gramdurchfurchtes Antlitz war von schneeweißen Locken umrahmt. So ergreifend muß der Anblick dieser unglücklichen Fürstin gewesen sein, daß viele Theilnehmer der Prozession in lautes Schluchzen ausbrachen. Kaiserin Charlotte ist 53 Jahre alt und hat bereits die Hälfte ihres Lebens in der Nacht des Wahnsinnes zugebracht.

— **Das einfache Kleid.** Unter dieser Ueberschrift schreibt das „Neue Wiener Tageblatt“: Eine vortheilhafte Veränderung ist seit dem Beginn der Sommerfaison mit unserer Damenwelt vor sich gegangen. „Einfachheit“ lautet jetzt die Parole, insofern es sich um die Toilette handelt. Und so kleiden sie sich in diesem Jahre alle in jene duftigen, zierlichen und vor allem einfachen Stoffe, die bisher meist den Backfischen vorbehalten waren. Für die Brunnenpromenade wird Zephyr gewählt,

ein Gewebe, das seinem Namen alle Ehre macht, leicht wie ein Windhauch ist und nur in den zartesten Farben rosa, blau, weiß in die Erscheinung tritt. Und einfach sind diese Morgentoiletten, so einfach! Nichts als ein oder mehrere schmale Bolants, vielleicht ein Band mit flatternden Enden, ja und richtig, noch eine Kleinigkeit, eine echte Brüsseler Spitze, die als breite Epaulette über die hauschigen Aermel fällt und sich mitunter auch als Revers bis an den Gürtel fortsetzt. Solch eine Spitze ist allerdings ein etwas kostspieliges Ding — je nuu, etwas muß doch an einem Kleide sein. Für die Straßentoilette ist am beliebtesten Rohleinen. Einfacheres kann es doch wahrlich nicht geben? Das kostet fast nichts, sagen die Damen, da darf man sich schon ein seidenes Unterkleid in der Kante der Blouse dazu erlauben. Die Ehemänner hätten also alle Ursache, mit dem Toilettenbudget der Gattinnen jetzt zufrieden zu sein — Leinen, Battist, Moussellin — die Kinderzeiten werden wieder wahr. Und doch machte neulich ein Ehegemahl ein etwas verbuztes Gesicht; auf der Rechnung, die ihm Maison X., welche die Ehre hat, die Toiletten der Frau Gräfin zu liefern, präsentirte, befand sich auch ein Posten von 350 fl. für ein — Leinenkleid. Der Graf schüttelte bedenklich den Kopf; eine Seiden-, eine Sammetrobe, ja das wäre begreiflich gewesen, aber ein Leinenkleid! Es fand sich zufällig, daß die reizende Besitzerin das Kleid eben trug, als ihr Gemahl, ein lebendiges Fragezeichen, zu ihr ins Zimmer trat. Das Kleid war wirklich höchst einfach; ecru Leinen, drei schmale Blenden von schwarzem Moiré auf dem Glockenrocke und flatternde Gürtelschleifen aus schwarzem Moiré. — „Aber das Ding knistert auch so merkwürdig, wenn Du durchs Zimmer gehst, ganz wie Seide.“ — „Natürlich,“ meinte lachend die Dame, „es ist ja doch auch auf schwarzem Moiré gearbeitet, dem schwersten, der zu haben war, wenn ich nicht irre, 12 fl. das Meter.“ Der Graf weiß zwar nicht genau, wieviel Moiré man zum Futter einer Robe verwenden kann, aber langsam ging ihm jetzt doch das Verständnis für die Einfachheit des Leinenkleides auf ...

Verantwortlicher Redakteur: George Spizer
in Elbing.

Druck und Verlag von S. Gaarz
in Elbing.